

Bildungsvorsprung des Schweizer Katholizismus um 1800?

Heinrich Richard Schmidt



Mit dem etwas provokativen Titel «Bildungsvorsprung des Schweizer Katholizismus» soll eine Bestandesaufnahme des Schweizer Schulsystems um 1800 erfolgen. Grundlage dafür sind die Stapfer-Enquête von 1799, deren Edition ich leite, und einige andere Quellen.¹ Unter anderem soll dabei der Frage nachgegangen werden, welche Einflussfaktoren auf die Schule eingewirkt haben und mit welchem Ergebnis. Die Konfession ist einer dieser Faktoren. Daneben werden auch die ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen in den Blick genommen.

Eine in der Forschung recht dominante These besagt, die evangelische Kirche sei eine Kirche des Wortes gewesen, und die Protestanten hätten daher die Schulen stark gefördert. Diese These stammt von Max Weber, der in seiner «Protestantischen Ethik» die Vorstellung vom Bildungsvorsprung des Protestantismus formulierte. Weber beginnt seine Analyse mit der Feststellung einer Überlegenheit der protestantischen (lutherischen) Badener in Bezug auf eine 'moderne' Schulbildung.²

¹ Vgl. die Webedition der helvetischen Schulumfrage von 1799. Heinrich Richard Schmidt, Alfred Messerli, Fritz Osterwalder, Daniel Tröhler (Hg.), Die Stapfer-Enquête. Edition der helvetischen Schulumfrage von 1799, Bern 2015, <http://www.stapferenquete.ch> (04.06.2015).

Einige Überlegungen des vorliegenden Beitrages wurden an anderer Stelle bereits publiziert: Heinrich Richard Schmidt, Schweizer Elementarschulen im 18. und 19. Jahrhundert zwischen Konfession und Lebenswelt, in: Claudia Crotti, Philipp Gonon, Walter Herzog (Hg.), Pädagogik und Politik. Historische und aktuelle Perspektiven. Festschrift Fritz Osterwalder, Bern, Stuttgart, Wien 2007, S. 31–52, online verfügbar auf

<http://www.schmidt.hist.unibe.ch/veroeff/SchmidtHRSchweizerElementarschulen.pdf> (04.06.2015).

² Max Weber, Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, Gütersloh 1981, S. 79, Anm. 7: «Von der Bevölkerung Badens waren 1895: 37,0% Protestanten, 61,3% Katholiken, 1,5% Juden. Die Konfessionalität der Schüler aber stellte sich 1885/91 auf den über die Volksschulen hinausgehenden und nicht obligatorisch zu besuchenden Schulen wie folgt dar:

	Protestanten	Katholiken	Juden
Gymnasien	43%	46%	9,5%
Realgymnasien	60%	31%	9%
Oberrealschulen	52%	41%	7%
Realschulen	49%	40%	11%
Höhere Bürgerschulen	51%	37%	12%
Durchschnitt	48%	42%	10%»

Im Folgenden wird diese Aussage auf den Prüfstand gestellt: War die Konfession wirklich prägend und wenn ja, war der Protestantismus schulisch überlegen? Oder stimmt der Befund vielleicht für die Schweiz gar nicht oder nicht in vollem Umfang? Gab es etwa in bestimmten Bereichen einen 'katholischen Bildungsvorsprung'? Und welche Faktoren waren für den Vorsprung der einen oder anderen Konfession letztlich verantwortlich – sollte es einen solchen Vorsprung überhaupt gegeben haben?

Der Thurgau als Fallbeispiel

Der Thurgau eignet sich besonders gut als Fallbeispiel für die hier diskutierten Fragen. Als gemischtkonfessionelle 'Gemeine Herrschaft' vereint er katholische und evangelisch-reformierte Gemeinden – neben gemischtkonfessionellen 'paritätischen' Orten.

Die folgenden Überlegungen stützen sich auf die Forschungen von Ines Eigenmann zur Stapfer-Enquête von 1799. Sie zeigt durch den Vergleich zweier gemischtkonfessioneller Bezirke (Frauenfeld vs. Tobel), wie ähnlich sich die Schulen im Allgemeinen waren. Lesen, Singen und Schreiben dominierten die niederen deutschsprachigen Schulen in beiden Distrikten.³

In anderen Bereichen führte der städtische Raum dagegen deutlich: Beim Rechnen lag der städtische Distrikt Frauenfeld mit 58 Prozent der Schulen, an denen gerechnet wurde, klar vor Tobel mit nur 15 Prozent. Auch der Schulbesuch war im städtischen Raum wesentlich höher. Die übliche Winterschule dauerte im Raum Frauenfeld zudem in 88 Prozent der Fälle 6 Stunden, in je 6 Prozent sogar 7 bis 8 Stunden, wohingegen im Tobel nur in 64 Prozent der Schulen 6 Stunden lang unterrichtet wurde, in 25 Prozent 5, in 11 Prozent nur 4 Stunden. Bezüglich der Unterrichtswochen im Winter (der normalen 'Schuljahreszeit')⁴ stellt Eigenmann fest, dass die Schüler in den ländlichen Gebieten die Schule jeweils deutlich weniger lang besuchten als die im städtischen Umfeld. Die Sommerschule war ganz klar eine städtische Erscheinung: In 79 Prozent der Schulen im Distrikt Frauenfeld wurde im Sommer unterrichtet, im Tobel nur in 19 Prozent der Fälle.⁵

Es gab also einen Modernisierungsvorsprung des städtischen Raumes unabhängig von der Konfession. Dieser zeigt sich auch darin, dass die 'moderne' Klasseneinteilung

³ Ines Eigenmann, Brachland für Bildung? Das Schulwesen in den Distrikten Frauenfeld und Tobel zur Zeit der Helvetik, in: Beat Gnädinger (Hg.), Abbruch – Umbruch – Aufbruch. Zur Helvetik im Thurgau, Frauenfeld 1999 (Thurgauer Beiträge zur Geschichte 136), S. 113–128, hier S. 119.

⁴ Siehe Abschnitt: Appenzell: Die Protoindustrie führt zur Sommerschule.

⁵ Eigenmann, Brachland, S. 121f.

weiter vorangeschritten war oder die Lehrbücher zahlreicher und differenzierter waren. Eigenmann macht die fehlenden ökonomischen Mittel im ärmeren Bezirk Tobel für ein Zurückbleiben in diesem Bereich verantwortlich.⁶

Diese lebensweltlichen Umstände prägten also beide Konfessionen. Es lassen sich keine signifikanten konfessionellen Unterschiede feststellen. Zentraler Faktor bei den ausserkonfessionellen Einflüssen war sicher die Ökonomie. Ihm gehen die anschließenden Überlegungen nach.

Der Faktor Ökonomie als Gestalter der Schule

Appenzell: Die Protoindustrie führt zur Sommerschule

Betrachten wir zunächst die Protoindustrie beziehungsweise die Prägung vor allem armer Gegenden durch die Heimindustrie im Textilbereich. Sie ist sicher ein Faktor, der die Schulbildung nicht förderte, behielten die Eltern ihre Kinder doch lieber zum Weben oder Spinnen zu Hause, als sie in die Schule zu schicken.

Welche Auswirkungen die Protoindustrie haben konnte, zeigt sich an den beiden Appenzell. In allen bisher von der Forschung untersuchten Gebieten ist die Winterschule die Regelschule, weil die Kinder im Sommer auf dem Feld arbeiten mussten und nicht regelmässig zur Schule gehen konnten. Die Sommerschule war vor 1800 auf dem Land die Ausnahme und wenn es sie gab, bestand sie aus einem Tag Repetition in der Woche. Das katholische Appenzell Innerrhoden und das reformierte Appenzell Ausserrhoden aber kannten die Sommerschule als Regelschule. Im Sommer wurde nach der Stapfer-Enquête von 1799 in allen reformierten Distrikten täglich Unterricht gehalten,⁷ in 69 Prozent der Schulgemeinden gab es sechs, in 26 Prozent fünf und in 5 Prozent vier Unterrichtsstunden.⁸ In den katholischen Distrikten wurde zu dieser Zeit zu 90 Prozent Unterricht gehalten, in 1 Prozent sechs, in keinem fünf, in 22 Prozent vier, in 11 Prozent drei Stunden.⁹

⁶ Ebd., S. 120f.

⁷ Eva Straumann, Schulgeschichte im Blickpunkt der Konfessionalisierung. Über den Zustand der Schulen in Appenzell Inner- und Ausserrhoden zur Zeit der Helvetik, Seminararbeit, Bern 2005, hier S. 21; Statistische Basis: reformierte Distrikte: 48, katholische Distrikte: 10.

⁸ Ebd., Statistische Basis: reformierte Distrikte: 39, katholische Distrikte: 9.

⁹ Schmidt, Elementarschulen, S. 35, auf der Basis von Eva Straumanns Angaben.

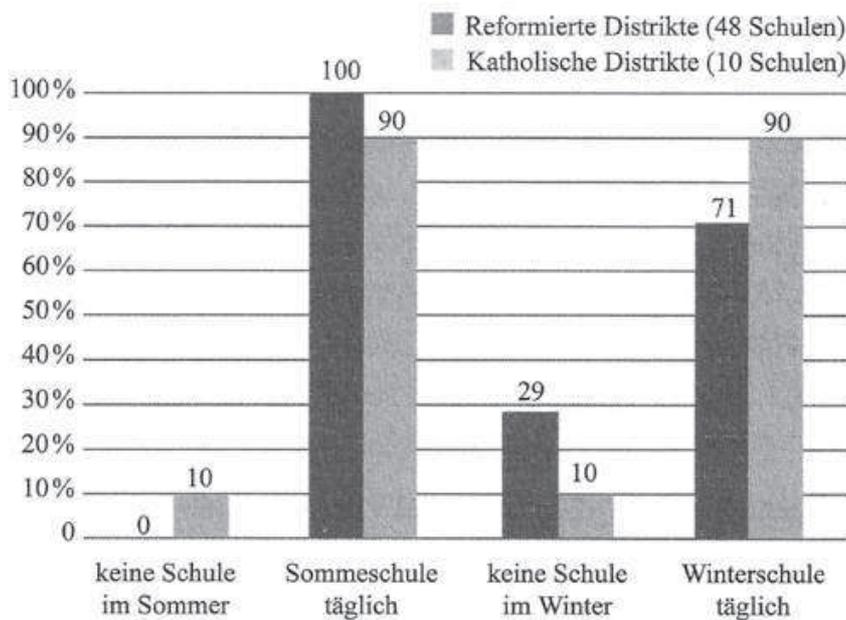


Abb. 1: Winter- und Sommerschule in Appenzell Innerrhoden (katholisch) und Appenzell Aargau (reformiert). ■■■

Ausserrhoden war ein gewerblich verdichtetes Gebiet mit hohem Protoindustrialisierungsgrad im Bereich der Textilherstellung. Dadurch löste es sich vom ackerbaulichen Arbeitsrhythmus.¹⁰ In Ausserrhoden lebte nur noch ein Fünftel der Bevölkerung von der Landwirtschaft. Die Mehrheit betrieb gewerbliche Massenproduktion für überregionale Märkte. Bei ihr fielen im Sommer kaum landwirtschaftliche Arbeiten an. Im Winter hingegen mussten die Rohstoffe für das Weben verarbeitet werden, die mit Flachs, Seide, Wolle und Baumwolle seit dem Herbst bereitlagen.

Auch in Innerrhoden wurde der Ackerbau nach und nach immer stärker zurückgedrängt. Viehzucht und Milchwirtschaft wurden zur Existenzgrundlage.¹¹ Die steigende Verschuldung führte aber auch hier die Armen zur Heimarbeit, anders als in Ausserrhoden aber eher zur Spinnerei. Insgesamt blieb die Textilindustrie auf einer primitiveren Stufe stehen als in Ausserrhoden.

Trotz dieser Unterschiede überwogen die Gemeinsamkeiten: In beiden konfessionell verschiedenen Teilen Appenzells war der Ackerbau nicht mehr zentral, weshalb die Notwendigkeit wegfiel, dass Kinder im Sommer bei den Feldarbeiten helfen mussten. Dagegen wurde im Winter Flachs, Wolle und Baumwolle verarbeitet – mit negativen Folgen für den Schulbesuch. Auch in Bezug auf die Leistungen, die in der

¹⁰ Albert Tanner, *Spulen, Weben, Sticken. Die Industrialisierung in Appenzell Ausserrhoden*, Zürich 1982, S. 7f.

¹¹ Markus Schürmann, *Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft in Appenzell Innerrhoden im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Appenzell 1974, S. 298–300.

Schule erbracht wurden, lassen sich zwischen diesen beiden Kantonen keine deutlichen Differenzen ausmachen: Lesen war überall verbreitet, Schreiben seltener (es wurde zu 15 Prozent in den reformierten Schulen und zu 12 Prozent in den katholischen Schulen gelehrt) und ganz selten Rechnen. Es sind also auch hier keine konfessionellen Unterschiede festzustellen.¹²

Armut führt zu Absenzen

Ein dominierendes Problem der Frühen Neuzeit war die Armut. Sie stellte einen ökonomischen Faktor ersten Ranges dar, der die Möglichkeiten der Kulturvermittlung stark mitbestimmte. Armut hatte häufigere Absenzen zur Folge, und diese waren ein Hauptgrund für verminderte Schulleistungen.

Jens Montandon hat die Berner Umfrage von 1806 untersucht.¹³ Sie enthält Leistungsbeurteilungen durch die Lehrer («Wie viele Schüler lernen gut lesen?» etc.)¹⁴ und lässt sich in Beziehung setzen zu Absenzen und anderen Faktoren: Absenzen und Schulleistungen korrelieren dabei stark negativ.¹⁵ In armen Gegenden (besonders dem Schwarzenburgerland, Trachselwald, Signau, Seftigen, Konolfingen und Aarwangen) war die Zahl der Absenzen sehr hoch und die Leistungen sehr schwach.¹⁶ Auch die Berner Abschlussprüfungen von 1875 zeigen deutlich, dass 'schlechte Schulen' besonders viele und lange Absenzen aufwiesen.¹⁷ Eva Straumann resümiert daher: «

Solange der Gewinn, den die versäumten Schulhalbtage einbrachten, den Betrag der Busse, auch der wiederholten Busse, um ein Vielfaches überstieg, verminderte sich die Zahl der Absenzen nicht. Private und Genossenschaften zum Beispiel, welche einen 'Hüterbuben' nötig hatten, übernahmen schon im Voraus mit dem Hüterlohn vertragsmässig die Bussen für die Schulversäumnisse. So gesehen überstieg der Nutzen, die Kinder zu Hause arbeiten zu lassen, den eigentlichen Nutzen, sie überhaupt zur Schule zu schicken.¹⁸

¹² Straumann, Appenzell, S. 20f.

¹³ Jens Montandon, *Gemeinde und Schule. Determinanten lokaler Schulwirklichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts anhand der bernischen Schulumfrage von 1806*, Nordhausen 2011 (Berner Forschungen zur Regionalgeschichte 12), S. 133.

¹⁴ Ebd., S. 322: Fragebogen.

¹⁵ Ebd., S. 289f.

¹⁶ Vgl. ebd. die Grafik auf S. 133, den Kommentar auf S. 134 und zur Korrelation von Leistungen und Absenzen die Tabellen auf den S. 189 und 333. Die Korrelation zeigt sich beim Schreibenlernen besonders deutlich für Schwarzenburg, Trachselwald und Signau.

¹⁷ Eva Straumann, «Allerdings haben die Rekruten seit ihrem Austritt aus der Schule manches vergessen; aber Manches, was man nun von ihnen verlangt, haben sie schon damals nicht besessen». Die Berner Abschlussprüfungen von 1879. Lizentiatsarbeit Bern 2006, hier S. 63–67.

¹⁸ Ebd., S. 50.

Die Rolle der Armut für die Schulbildung ist auch Gegenstand einer Studie von Serge Meyer über die eidgenössischen Rekrutenprüfungen von 1875 bis 1940.¹⁹ Er ermittelt eine eindeutige Korrelation von Armut und Rekrutenleistungen über die gesamte Untersuchungszeit: Armut senkt die Durchschnittsnote. Die von Armut geprägten Ämter Schwarzenburg und Signau rangieren über die gesamte Zeit am Ende. Hier gab es besonders viele arme Leute. Aber egal, wo sie wohnten, die Armen waren immer die Benachteiligten. Serge Meyer nimmt als Mass für die Lebenschancen das körperliche Längenwachstum. Es hängt nämlich abgesehen von der genetischen Anlage vor allem davon ab, ob in der Zeit des beschleunigten Wachstums genügend Nahrung aufgenommen werden konnte, welche die dafür biologisch notwendigen Stoffe enthält. Mangel- oder Unterernährung, eventuell noch verschärft durch Krankheit oder starke Arbeitsbelastung, führt zu einem reduzierten Längenwachstum: «Diese Umstände machen die Körpergrösse zu einem relativ genauen Indikator für den biologischen Lebensstandard eines Individuums», stellt Serge Meyer fest.²⁰ Tatsächlich schlägt sich diese biologisch-ökonomische Ausgangssituation im erreichten Körperwachstum der Geburtsjahrgänge 1856–1919 nieder: Der Faktor Armut ging im Fall von Schwarzenburg, Signau und Frutigen mit einer geringen Körpergrösse einher.²¹ Und eine Korrelation von Körpergrösse und Leistung in der Rekrutenprüfung ist eindeutig feststellbar.²² Armut ist damit klar als Ursache für eine schlechtere Schulbildung und geringere Lebenschancen auszumachen.

Marktorte und Verkehrsknotenpunkte als Entwicklungsbasis für Bildungsräume

Orte, an denen Vieh- und Gewerbeumschlag stattfand, zeichnen sich durch gute Schulen und guten Unterricht im Sinne von Qualifikationen aus. Sehr gute Fähigkeiten in Lesen und Schreiben, aber auch weitere Kompetenzen waren gefragt: flüssiges Schreiben, sinnverstehendes Lesen, eine umfassende Ausbildung aller Schüler (statt nur einer kleinen Menge) und eine 'säkulare Fachausbildung', besonders im Rechnungswesen sowie im konstruktiven Zeichnen etc. Ein entsprechendes Fächerangebot und die dazu nötigen Lehrmittel wurden bereitgestellt.

Gerechnet und geschrieben wurde im Kanton Bern 1799 und 1806 vor allem im Seeland (Aarberg, Büren, Bielersee mit einer hohen Dichte guter Schreib- und Rechenschulen) und im Oberraargau. Montandon macht die «verlängerte Seelandtan-

¹⁹ Serge Meyer, *Grösser – reicher – klüger – stärker? Eine historisch-anthropometrische Untersuchung zum biologischen Lebensstandard von Berner Rekruten im Zeitraum von 1875 bis 1940*, Lizentiatsarbeit, Bern 2006, S. 84, Abb. 6.

²⁰ Ebd., S. 6.

²¹ Ebd., S. 67, Abb. 7.

²² Ebd., S. 83–85.

gente» Aarau-Solothurn-Büren-Aarberg-Murten, die der frühneuzeitliche Berner Staat forciert hatte und die sowohl das Seeland wie den Oberaargau zu Räumen erhöhter Marktbeziehungen werden liess, für die dort erhöhte Nachfrage nach schulischer Kompetenz verantwortlich.²³

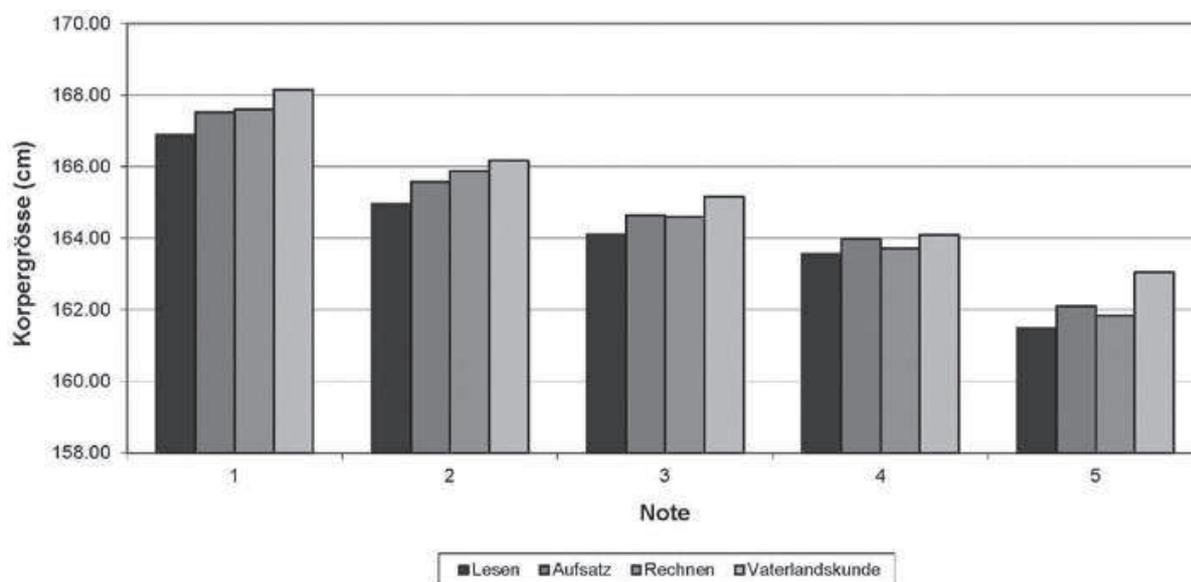


Abb. 2: Die Körpergrösse als Indikator für sozial-biologische Lebenschancen in Verbindung mit den 1875–1940 bei den eidgenössischen Rekrutenprüfungen erreichten Leistungen (Note 1 = beste Note).²⁴ ■■■

Dieser Befund, dass lokale Nachfrage, stimuliert durch die ökonomisch günstige Lage, vor allem Markttorte und Orte an Verkehrswegen zu Bildungszentren werden liess, ist für die Schweiz sonst noch kaum erforscht, stimmt aber mit zahlreichen Befunden überein, die für Deutschland mittlerweile vorliegen. Wolfgang Neugebauer erklärt «regionale Dichtezonen, vor allem in Gebieten besonders intensiver Verkehrsbeziehungen» für die Ausbildung des Schulsystems verantwortlich; Schulen «erwachsen sozusagen als lokale Dienstleistung je nach örtlichem bzw. regionalem Bedarf».²⁵

²³ Montandon, Gemeinde, S. 195–197. Daneben spielte die Aare selbst als Verkehrsweg für den Oberaargau eine wichtige Rolle.

²⁴ Ebd., S. 83, Abb. 39.

²⁵ Walter Neugebauer, Niedere Schulen und Realschulen, in: Notker Hammerstein, Ulrich Hermann (Hg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, München 2005 (Bd. 2: 18. Jahrhundert), S. 213–261, hier bes. S. 217.

Das Bildungsbedürfnis der Bevölkerung bestimmte z.B. den Umfang des Schulbesuchs. Ganz wichtig waren Verkehrsdichte und Marktbeziehungen, also Grade der Handelsaktivität, die mit der Verbreitung entwickelter Schriftlichkeit auf dem Lande korrelieren.²⁶

Der Faktor Konfession als Gestalter der Schule

Das Reformiertentum: der Einfluss von Zürcher Reformpfarrern

Moritz Rosenmund wertete die Schulumfrage in Zürich von 1771/72 aus und bestätigt die Annahme, «dass die Beschuldichte mit steigendem Heimarbeiteranteil systematisch sinkt».²⁷

Rosenmund relativiert aber seinen Befund in Bezug auf den protoindustriellen Bezirk Kyburg: «Es gab [...] in den industriell am weitesten fortgeschrittenen Gebieten eine nicht geringe Anzahl von Gemeinden, in denen die Schule ihre Klientel gut zu erfassen vermochte».²⁸ Kyburg erreichte in der Schulumfrage von 1771/72 exorbitant hohe Leistungswerte in Bezug auf die vermittelte Kompetenz «Schreiben» und die Intensität der Beschulung, also der Häufigkeit des Schulbesuches.²⁹ Es erstaunt sehr, dass Kyburg solche außerordentlich guten Werte erreicht, ist es doch weitgehend mit dem Zürcher Oberland identisch, das stark von der Protoindustrie geprägt war. Statistische Daten zeigen für das Ende des 18. Jahrhunderts stets sehr hohe Heimarbeiteranteile.

Entscheidend dafür war die Rolle der Pfarrer im Kapitel Kyburg. Sie waren seit den 1760er Jahren um eine Verbesserung der Landschulen bemüht. Sie verfassten Traktate zur Organisation der Schule, den Lehrinhalten und den Methoden. Besonders engagiert waren dabei die Pfarrer Hans Georg Schulthess von Mönchaldorf, Heinrich Escher von Päfikon, Johann Kaspar Gessner von Dübendorf und Johann Heinrich Breissacher von Wangen. 1771 erschien die «Anleitung für die Landschul-

²⁶ Neugebauer, *Niedere Schulen*, S. 231. Vgl. die Anm. 106 auf S. 350 zu den zugrundeliegenden Regionalstudien über Schleswig-Holstein, Franken, Kuroberpfalz und dem saarländisch-trierischen Raum.

²⁷ Moritz Rosenmund, *Volksbildung als Verzichtleistung. Annäherung an die politische Ökonomie des Zürcher Landschulwesens im 18. Jahrhundert*, in: Daniel Tröhler, Andrea Schwab (Hg.), *Die Volksschule im 18. Jahrhundert. Die Schulumfrage auf der Zürcher Landschaft in den Jahren 1771/1772*, Bad Heilbrunn, S. 51–63, hier S. 58.

²⁸ Ebd., S. 59.

²⁹ Auch für die folgenden Angaben Schmidt, *Elementarschulen*, hier: S. 46–48. Dort auch die detaillierten Belege.

meister», die schon 1775 wegen grosser Nachfrage neu gedruckt wurde. Ausserdem schrieben die Pfarrer des Kapitels ein neues Schulbuch.³⁰

Die Pfarrer schätzten insbesondere diejenigen Lehrer, welche «die ganze Schulzeit über mit den Kindern beschäftigt» sind oder «die [...] erforderliche Geschicklichkeit, Emsigkeit, Munterkeit u. Geduld in nicht geringem Grade» besitzen und «bey der ganzen Gemeine in verdientem Ruf eines braven Schulmeisters» stehen. Sie berichten zudem von einer engen Zusammenarbeit zwischen ihnen und den Lehrern:³¹

[Die Lehrer] lassen sich von Pfarrer in ihren Schulverrichtungen führen, und halten sich an die neulich aus gegebne Anleitung für LandSchulMeister, conferiren zum Beweiss von zeit zu zeit mit dem Pfarrer über das Schulwesen, und zeigt sich nun mehrerer Profectus, nach der neuen Ordnung, als ehemem.³²

Diese Umfrageantworten sind häufig im Kapitel Kyburg. Insgesamt ist das Bild eines gebildeten, engagierten, kooperativen, von der Gemeinde geachteten und von den Kindern geliebten Lehrers erstaunlich verbreitet.

Der Katholizismus: die Lehrerbildung als katholische «Exzellenz»

Es war anscheinend der gut ausgebildete und motivierte Lehrer, der den Unterschied machte. Wenden wir uns also dem Lehrer zu, der von John Hattie, einem führenden Bildungsforscher des 21. Jahrhunderts, als zentral für jeden Bildungserfolg angesehen wird.³³ Auf diesem Feld ergibt sich insbesondere bei der Lehrerbildung eine mitunter frappante Führungsposition der katholischen Regionen. Aus der laufenden Dissertation von Jens Montandon zur Stapfer-Enquête ergibt sich im Vergleich mit der gesamten Eidgenossenschaft ein klarer Ausbildungsvorsprung des Katholizismus in diesem Bereich.

³⁰ Andrea Schwab, Wissen, um zu handeln – Handeln, um zu wissen. Die Zürcher Schulumfrage 1771/72 in ihren Kontexten, in: Dies., Daniel Tröhler (Hg.), Die Volksschule im 18. Jahrhundert. Die Schulumfrage auf der Zürcher Landschaft in den Jahren 1771/1772, Bad Heilbrunn 2006, S. 31–50, hier S. 40. Vgl. auch ihre Dissertation: Andrea Schwab, Curriculare Räume. Schulische Praktiken der Zürcher Volksschulen am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert, phil. Diss., Bern 2014 (im Druck).

³¹ Tröhler, Schwab (Hg.), Schulumfrage, Daten-CD, online verfügbar auf: http://www.staatsarchiv.zh.ch/internet/justiz_inneres/sta/de/ueber_uns/organisation/editionsprojekte/schulumfrage.html (04.06.2015).

³² Nachweise bei Schmidt, Elementarschulen, S. 47f.

³³ John Hattie, Visible learning, London, New York 2009.

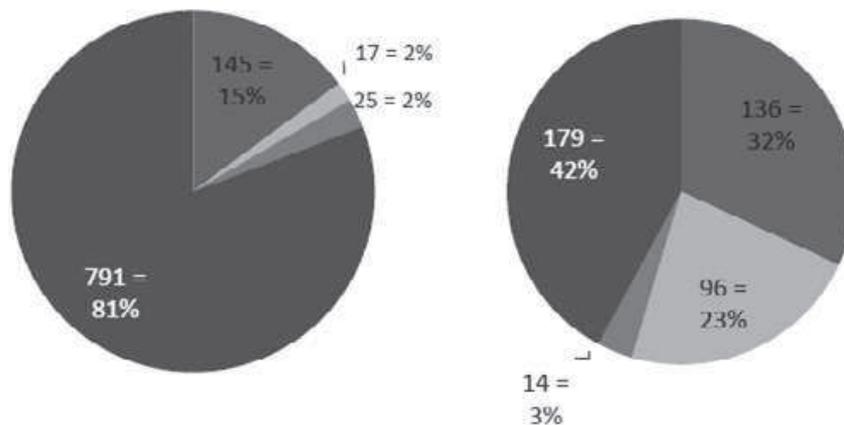


Abb. 3: Gegenüberstellung protestantischer (links) und katholischer Lehrkräfte (rechts). Lesebeispiel: 15 Prozent der protestantischen Lehrer und 32 Prozent der katholischen Lehrer hatten eine formalisierte Ausbildung erhalten. 2 Prozent der protestantischen gegenüber 23 Prozent der katholischen Lehrer hatten eine Ausbildung für ein kirchliches Amt durchlaufen.³⁴ ■■■■

Montandon kommentiert seine Befunde wie folgt:

Zwischen den Konfessionen tat sich hierbei nun aber ein erstaunlicher, offensichtlicher Graben auf [vgl. Abb. 3]: Während unter den protestantischen Schulmeistern über 80% ihre Vorbildung in Landwirtschaft, Handwerk oder Gewerbe holten, durchliefen die katholischen Schulmeister sehr viel stärker als ihre protestantischen Amtskollegen Lehrerbildungskurse oder für höhere Aufgaben befähigende Priesterausbildungen. Dieser Unterschied zeigt sich auf Ebene der Regionen in aller Deutlichkeit [...]. In den protestantischen Landesgegenden sind fast ausschließlich helle Segmente, welche die Bereiche Landwirtschaft und Handwerk/Gewerbe wiedergeben, zu sehen, in den katholischen hingegen sehr oft dunkle, die für eine höheren Ausbildungsstandard der Lehrer in den betreffenden Gegenden stehen.³⁵

Das Zentrum für die Lehrerausbildung im eigentlichen Sinn war in der Schweiz das Kloster St. Urban (LU). 1780 entstand hier ein Lehrerseminar. Es hat wegen seiner weiten Ausstrahlung eine viel grössere Bedeutung für die Schulentwicklung der katholischen Orte als die Kyburger Pfarrer für Zürich. Basis der Ausbildung waren Methoden- und Fachbücher des Paters Nivard Krauer, der die Normalmethode des österreichischen Bildungsreformers Ignaz Felbiger für die Schweiz adaptierte. Zu den Lehrerbildungskursen in St. Urban und ihrer Wirkung im Luzernischen hat

³⁴ Jens Montandon, Die Organisation von Schule aus konfessioneller Perspektive – Eine Bestandsaufnahme über das Schweizer Schulwesen anhand der Stapfer-Enquête von 1799, in: Daniel Tröhler (Hg.), Volksschule um 1800. Studien im Umfeld der Helvetischen Stapfer-Enquête 1799, Bad Heilbrunn 2014, S. 89–102.

³⁵ Ebd., Abb. von S. 97, verfügbar auf: <http://www.stapferenquete.ch/files/PDFmontandon.pdf> (04.06.2015).

Roger Egli eine Lizentiatsarbeit verfasst.³⁶ Er zeigt darin auf, dass sich, sogar beschleunigt durch die Helvetische Republik, die Normalmethode und Krauers Lehrbücher im ganzen Kanton Luzern verbreiteten:

1804 musste die Mehrheit der Lehrer im Stand gewesen sein, den Schulstoff zu erklären und nicht nur die auswendig gelernten vorgedruckten Antworten aus dem Katechismus abzufragen. Mit der Normalmethode wurde nicht nur ein einheitlicher Schulbetrieb eingeführt, sie leitete die Lehrer in der Praxis auch zu einem den Verstand bildenden Unterricht an. Durch die betrachteten Quellen konnte festgestellt werden, dass die Luzerner Schulreform die Qualität der Lehrer stärker verbessern konnte, als bisher angenommen wurde.³⁷

St. Urban wirkte aber weit über Luzern hinaus, besonders nach Solothurn, jenem Stand, dem Nivard Krauer seine Bücher gewidmet hatte. Hier entstand in der Waisenhauschule das zweite Schweizer Lehrerseminar.³⁸ In den Jahren 1783 und 1784 besuchten jeweils um die vierzig Lehrer aus den Dörfern die Waisenhauschule für einen Normalkurs. Damit war die neue Methode in die 76 Dorfschulen im katholischen Kantonsteil eingezogen.³⁹

«Wir haben», so schrieb am 14. Februar 1784 der Pfarrer P. Ignaz Erb von Breitenbach an den Abt von Mariastein, «schon einige Wochen zu Breitenbach die Dorfnormalschule eingerichtet; man muss sich recht darob verwundern, wie auch kleinste Kinder in kurzer Zeit recht schön schreiben und lesen lernen».⁴⁰

Es erstaunt deshalb nicht, dass bei der Stapfer-Umfrage 1799 alle Lehrer angeben, nach der Normalmethode zu unterrichten.⁴¹ Damit waren die Lehrer in einigen katholischen Kantonen deutlich besser ausgebildet als in den reformierten. Und etliche der katholischen Lehrer, selbst wenn sie noch kein Lehrerseminar besucht hatten, waren durch ihre allgemeine geistliche Ausbildung ebenfalls besser für ihre Aufgabe gerüstet als die reformierten. Da die Normalmethode zudem Rechnen standardmässig vorsah, wirkte sie sich nicht nur auf die Lehrer und ihre Fähigkeiten, sondern auch auf das Fächerangebot aus.

³⁶ Roger Egli, Schulreform in der Praxis. Luzerner Landschullehrer und die St. Urbaner Normalmethode, Lizentiatsarbeit, Bern 2009, bes. S. 97–100, online verfügbar auf: http://www.stapferenquete.ch/files/files/EgliRSt_Urban.pdf (04.06.2015).

³⁷ Ebd., S. 98.

³⁸ Dazu ausführlich Johann Mösch, Die solothurnische Volksschule vor 1830, Bd. 4: Der Einzug der Normalmethode in die solothurnische Volksschule (1782–1798), Solothurn 1918.

³⁹ Ebd., S. 90f. Die Listen der Lehrer, welche die Waisenhaus-Lehrkurse zwischen 1782 und 1797 besuchten, ebd., S. 271–274: total weit über 100 Männer und eine Frau.

⁴⁰ Ebd., S. 90.

⁴¹ Schmidt, u.a. (Hg.), Die Stapfer-Enquête.

Output der Schulen: Leistungsvorsprung des Katholizismus?

Lesen und Schreiben waren nach dem Befund in der Stapfer-Enquête 1799 in beiden Konfessionen «flächendeckend im Angebot der niederen Schulen enthalten».⁴² Hier gab es also keine nennenswerten Unterschiede zwischen den Konfessionen. Anders beim Rechnen. Max Weber hatte den Besuch von Realschulen, Oberrealschulen, Realgymnasien und praktisch ausgerichteten höheren Bürgerschulen als Indikator für Modernität gewertet, weil sie praktisch ausgerichtet waren und den Naturwissenschaften und der Mathematik mehr Gewicht gaben. Folgen wir einmal dieser Idee und nehmen den Rechenunterricht als Indikator für 'Modernität'.

In Bezug auf das Angebot an Rechenunterricht zeigt sich wieder ein Vorsprung der katholischen Orte. In den geschlossenen katholischen Territorien boten 46 Prozent der Schulen Rechenunterricht an, in den von Montandon untersuchten protestantischen Gebieten (Bern, Oberland und Zürich) waren es gesamthaft nur 39 Prozent.⁴³ Aufgeschlüsselt kam Zürich auf 42 Prozent.⁴⁴ Bern erreichte sogar nur 36 Prozent.⁴⁵ Hier führt Solothurn mit 70 Prozent die Rangliste an,⁴⁶ vor den rein katholischen Gebieten der Fürstabtei St. Gallen, bei denen die Alte Landschaft 67,9 Prozent erreichte,⁴⁷ vor dem reformierten Basel mit knapp 60 Prozent⁴⁸ und Zug mit 55,6 Prozent.⁴⁹ In den innerschweizerischen Kantonen Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden wurde an 27 Prozent der Schulen gerechnet. Die besten Rechenschulen waren auch in der Innerschweiz dort zu finden, wo die Schulreform von St. Urban umgesetzt worden war, welche Felbigers Normalschulmethode adaptierte. Die nach

⁴² Montandon, Organisation, S. 99.

⁴³ Alle Angaben nach ebd., S. 92–94.

⁴⁴ Willibald Klinke, Das Volksschulwesen des Kantons Zürich zur Zeit der Helvetik, Zürich 1907, S. 154.

⁴⁵ Ernst Schneider, Die Bernische Landschule am Ende des XVIII. Jahrhunderts, Bern 1905 (Archiv für Schweizer Schulgeschichte 1), S. 164.

⁴⁶ Hier hatte die Normalmethode, in der alle Solothurner Lehrer ausgebildet waren, also durchschlagenden Erfolg, wenn auch keinen hundertprozentigen.

⁴⁷ Montandon, Organisation, S. 92f. Die detaillierten Zahlen nach persönlicher Mitteilung des Verf.; vgl. Johannes Duft, Die Glaubenssorge der Fürstbäbe von St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert, Luzern 1944, S. 269–279: zur Normalmethode, die St. Gallen aus dem Kloster Neresheim, also nicht aus Luzern übernahm.

⁴⁸ Marcel Rothen, Lesen – Schreiben – Rechnen. Aspekte von Schulwirklichkeit und der schulische Alphabetisierungserfolg in der Basler Landschaft am Ende des Ancien Régimes, Lizentiatsarbeit, Bern 2012, S. 90. Die Arbeit ist für die Reihe «Berner Forschungen zur Regionalgeschichte» im Druck.

⁴⁹ Bossard, C., Bildungs- und Schulgeschichte von Stadt und Land Zug. Eine kulturgeschichtliche Darstellung der zugerischen Schulverhältnisse im Übergang vom Ancien Régime zur Moderne (Beiträge zur Zuger Geschichte 4), Zug 1984, S. 104.

der Normalmethode unterrichtenden Schulen der Innerschweiz erreichten einen Schnitt für das Rechenangebot von 51 Prozent gegenüber den anderen mit 17 Prozent.⁵⁰

Der Befund bestätigt sich in den gemischtkonfessionellen Räumen, die strukturell ja eher gleich und nur durch die Konfession unterschieden waren. Sie zeichnen sich insgesamt durch ein sehr gutes Rechenangebot von 53 Prozent aus. Konfessionell differenziert ist Rechnen eine katholische Domäne. Das Beispiel Thurgau bildet im eidgenössischen Vergleich eine Ausnahme, weshalb die Ergebnisse der Arbeit von Ines Eigenmann nicht verallgemeinert werden können.

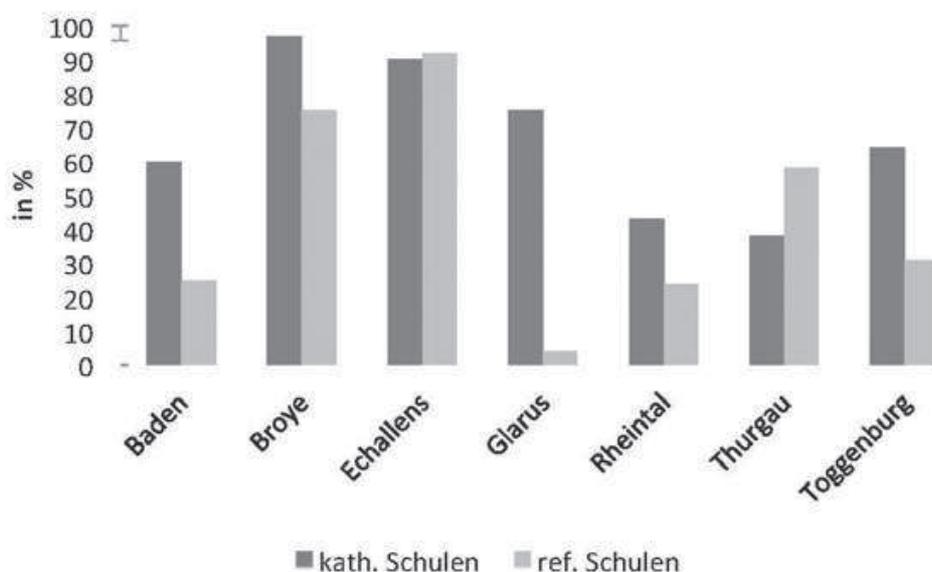


Abbildung 4: Rechnen als Indikator für Modernität – der Fall gemischtkonfessioneller Gemeiner Herrschaften.⁵¹ Lesebeispiel: In Echallens führen nach der Stapfer-Enquête von 1799 fast alle (90 Prozent) der katholischen und protestantischen (92 Prozent) Schulen Rechnen im Angebot.



Fazit

Die lokalen strukturellen Faktoren, besonders die ökonomische Situation, haben die Schulen wesentlich geprägt, negativ die Armut, positiv die wirtschaftliche Nachfrage nach Bildung und die finanziellen Ressourcen von Märkten und Orten an Verkehrswegen.

Dennoch gab es Unterschiede zwischen den Konfessionen im Bereich der Schulen. Besonders bei der für die Wirksamkeit der Schule zentralen Lehrerbildung, aber

⁵⁰ Montandon, Organisation, S. 93.

⁵¹ Ebd., S. 94.

auch beim ‘modernen’ Fach Rechnen ergibt sich ganz klar ein Bildungsvorsprung des Katholizismus in der Schweiz um 1800.

Es gibt aber auch Bereiche mit einem katholischen Bildungsrückstand: etwa bei der Schulzeit im Jahr und pro Tag.⁵² Das gilt insbesondere für die Innerschweiz. Dagegen hatten Solothurn, Zug, Appenzell und Ausserschwyz sowie die Alte Landschaft St. Gallen oft einen ganzjährigen Unterricht – gegenüber einfachen Repetitionsschulen in Bern (ohne das Oberland) und Zürich, seltener im Berner Oberland.⁵³ In mehreren katholischen Kantonen waren zudem die Mädchen zum Teil deutlich untervertreten: in Schwyz oder auch in Zug (rund 40 Prozent).

Man muss also regional differenzieren. Dabei ergibt sich der Befund, dass in den Gebieten ein katholischer Bildungsvorsprung zu beobachten ist, die Schulreformen im Geiste der katholischen Aufklärung eingeleitet hatten: Solothurn, St. Gallen, Zug, auch Luzern. In den gemischtkonfessionellen Gebieten dominierten die Katholiken in der Regel bei gesamthaft deutlich höheren Werten als in geschlossenen konfessionellen Räumen.⁵⁴ Hier wirkte die Konkurrenz der Konfessionen dynamisierend.⁵⁵

Es war also nicht der ‘barocke’ Katholizismus, der hier einen Bildungsvorsprung bewirkt hatte, sondern der ‘aufgeklärte’, der sich durchaus im Geiste einer ‘Glaubenssorge’ daran gemacht hatte, die Schule zu reformieren.⁵⁶ Er folgte dabei dem reformabsolutistischen Vorreiter, dem Josephinismus, der im Gebiet des Fricktals, das damals zu Österreich gehörte, wirksam war. Und im Fricktal hat diese thesesianisch-josephinische Schulreform «einen Schulstandard herbeigeführt [...], den der [reformierte, ehemals bernische] Unteraargau erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts erreichen sollte».⁵⁷

⁵² Ebd., S. 99f.

⁵³ Als «Ausserschwyz» werden die Gebiete des Kantons Schwyz am Zürich- und Obersee genannt: die Bezirke March, Höfe und Einsiedeln.

⁵⁴ Der Fürstabt Beda Angehrn ist ein Beispiel dafür, wie sich katholisch-aufklärerische Positionen mit orthodox-barocken verbinden konnten. Seine Schulreformen folgen dem Programm des Josephinismus. Siehe auch Duft, Glaubenssorge, S. 276–280.

⁵⁵ Dies entspricht der Annahme von Wolfgang Schmale: Wolfgang Schmale, Allgemeine Einleitung. Revolution des Wissens? Versuch eines Problemaufrisses über Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung, in: Ders., Nan L. Dodde (Hg.), Revolution des Wissens? Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750–1825). Ein Handbuch zur europäischen Schulgeschichte, Bochum 1991, S. 1–46, hier S. 14.

⁵⁶ Siehe die Studie von Duft, Glaubenssorge.

⁵⁷ David Pfammatter, Niedere Schulen im 18. Jahrhundert. Gegenüberstellung von katholischer und reformierter Schulrealität im Fricktal und im Unteraargau, Nordhausen 2011 (Berner Forschungen zur Regionalgeschichte 17), S. 145.

Es war also wohl der reformerische Impuls im Gefolge einer moderaten Aufklärung, der zu einem Bildungsvorsprung des Katholizismus führte. Die hier sichtbar werdende Verbindung von gemässigter Aufklärung und Katholizismus bedarf deshalb dringend weiterer Forschung.⁵⁸

⁵⁸ Zum Thema der Katholischen Aufklärung verfasst derzeit Mauro Di Cioccio an der Universität Bern eine vom SNF geförderte Dissertation mit dem Titel «Zwischen Traditionalismus und katholischer Aufklärung. Denken und Handeln des Schweizer Welt- und Ordensklerus im Spiegel der Stapfer'schen Pfarrer- und Klosterenquête von 1798/99».